
Im Wettlauf

Geschrieben von Peter

Hamburger Hafen. Die „Landungsbrücken“ und der „Baumwall“, zwischen den beiden Stationen der Hamburger-Hochbahn – genannt „U-Bahn“ – gehe ich gemütlich unter der alten Hochbrücke spazieren. Die Stahlkonstruktion der Hochbrücke, aus meiner Sicht eine wirkliche Meisterleistung althergebrachter Ingenieurskunst, verbindet die besagten Bahnhöfe mittels der höhergelegten Gleise, die dergestalt in einer beachtlichen Distanz zum normalen Straßenniveau verlaufen. Ich kenne es schon recht lange, das stolze Bauwerk das mich immer irgendwie an Frankreich, an einen Pariser Fisch – oder Gemüsemarkt, an Holzkisten – und Hafenkneipengeruch, ja an leicht schwermütige Akkordeonmusik, erinnert. Das mag einerseits daran liegen, dass derartige Brücken – vom äußeren Erscheinungsbild meist leicht angerostet und vornehmlich im obligatorischen Brücken-blaugrau gestrichen – häufig in den französischen Kriminalfilmen der fünfziger Jahre zu sehen waren, und andererseits an der Tatsache, dass es im Hamburger Stadtteil „Hoheluft“ einen traditionellen Wochenmarkt gibt der unter einer jener grobgenieteten Brücken aus bläulich grauen Stahlplatten seine frischriechenden Fisch- und Gemüsewaren anpreist. Von frühester Jugend an sind wir, das in ehren ergraute Bauwerk und ich, gute Freunde und bereits damals konnte es keinem aufmerksamen Beobachter verborgen geblieben sein, dass die Stadt es längst aufgegeben hatte den ständig wiederkehrenden Angriffen des Rostbefalles zufriedenstellend entgegenzuwirken.

Erschrocken fahre ich zusammen: ein grollend donnerndes – durch sein unvorhergesehenes Erscheinen höchst unangenehmes – Getöse unterbricht jäh meinen Spaziergang, vermittelt mir für Bruchteile von Sekunden einen krampfartig spitzen Schmerz in der Magengegend. Von der Station Landungsbrücken kommend hatte sich die U-Bahn unfair leise-lautlos von hinten herangeschlichen um mich dann, direkt über mir, erfolgreich überraschen zu können. Dumpf schwingt der aufdringliche Lärm in dem Gerüst aus, lässt sich von dem Metall, die eckigen Stützpfeiler herunter, bis an die Stellen leiten an denen die Konstruktion in der Nähe des Erdbodens in ihre Betonfundamente aufgenommen wird. Noch bevor ich mich von meinem Schrecken erholen kann gehört der plötzliche Überfall bereits der Vergangenheit an. Lediglich ein kreischendes, rollendes Quietschen, aus einer sich rasch in Richtung Baumwall vergrößernden Entfernung, unterstreicht noch die Realität meiner Erfahrung.

Wie viele Male wohl, in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten, mag dieses Gefährt mit seinen Rädern aus Stahl sein heimtückisches Spielchen getrieben haben? Wie oft musste diese geduldige Brücke sein metallenes Walzen und Drücken ertragen und der schreckhafte Mensch seinen flüchtigen, spöttischen Gruß? Immerhin steuern wir beide dasselbe Ziel an – sie, die Bahn, will auch zum Baumwall –, sie wird es allerdings schneller erreichen. Ihr vehementes Auftreten lässt den Schluss zu, dass sie erheblich weniger Zeit hat als ich; ich werde ihr von daher großzügigst zu verzeihen wissen!

Im Wandel der Zeiten hat sich hier am Orte so einiges verändert. Das Bild des Hafens, das der beiden Stationen die nahezu an der Elbe liegen und letztlich auch der Bürgersteig unter der Brücke auf dem ich momentan gehe. Mit meinem Großvater mütterlicherseits bin ich – ich mag wohl fünf oder sechs Jahre alt gewesen sein – des öfteren diesen Weg gegangen.

In jenen Tagen war der Weg eine imposant gerade Strecke. Eine Wegstrecke die damals auf mich – bedingt durch das schützende „Dach“ das die Brücke bildet – einen leicht mystischen, einen etwas unwirklichen Eindruck machte.

Heute ist der Weg längst nicht mehr so beeindruckend geradlinig, nein, heute wird er durch diverse dringend benötigte Parkplätze unterbrochen, Parkplätze, die den Fußgänger stets auf einen kleinen Umweg leiten.

Nicht, oder besser gesagt kaum verändert hat sich „Weimeister“. In den Schaufenstern des Eisenwaren- und Schiffsausrüsterladens am „Johannisbollwerk“ – jener Straße die genau gegenüber dem Hafen und parallel zur Brücke verläuft – hängt weiterhin eine stattliche Auswahl an Lampen und Leuchter aus hochglänzendem Messing. Blankgeputzte Petroleumlampen für die Salons, Kojen und Kombüsen der Schiffe, Barkassen und Schlepper. An den Scheiben der Fenster haben sich bereits Generationen von Menschen – Seeleute wie Touristen aus allen Ländern der weiten Welt und natürlich Hamburgs Kinder – die neugierigen Nasen platt gedrückt. Veränderungen in Weimeisters Schaufenster? Ich vermute mal, eine der wesentlichsten Veränderungen könnte darin bestehen, dass der Anteil der Lampen, die mit einem Elektro-Anschluss versehen wurde, größer geworden ist!

Mein Großvater war „Schipper“, einer jener Leute die ein Schiffspatent besitzen. Er hatte die Genehmigung zur beruflichen Führung eines Schiffes; durfte sowohl Barkassen als auch Schleppdampfer auf der Ober- und Unterelbe als Schiffsführer fahren. Auf seinen Touren nahm er mich des Öfteren mit. In der Regel handelte es sich dabei um kurze Fahrten im Bereich des Hamburger Hafens, beziehungsweise auf den mit dem Hafen verbundenen Kanälen und Fleeten. Obwohl ich mich noch, wenn auch nur sehr vage, an die ein oder andere Fahrt mit ihm als Kapitän eines Schleppers erinnern kann, bestand derzeit hauptsächlich seine Tätigkeit darin „Schauerleute“ – so nannte man die Hafenarbeiter – mit einer Barkasse zu ihren Arbeitsplätzen auf den Schiffsbauwerften zu transportieren. Für mich war er „Der Hafenskapitän“! Ich kann ihn jetzt sogar sehen, sehe ihn in seinem marineblauen Zweireiher und mit dem vom Wind und Wetter stark gekennzeichneten Gesicht vor mir stehen. Dieser stattliche, weise alte Mann – der seinen seemännischen Beruf noch auf einem der traditionellen Rahsegeln erlernte – prägte tief und dauerhaft sein Bild in meine Erinnerungen ein...

Hier an diesem Ort, an dem ich in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren mit all meinen Töchtern – von Esther, über Hanna-Marie, bis Anna-Lena – wiederholt Hand in Hand spazieren ging, hier ging mein Großvater auch mit mir des Weges. Natürlich besritten wir viele weitere Straßen Hamburgs gemeinsam, vornehmlich allerdings die des Hafens und seiner Speicherstadt. Und ausgerechnet dieser Weg unter der Hochbrücke ist es nun, der mir von allen am nachhaltigsten „geblieben“ ist, der sich hinüberretten konnte, der nicht im Getriebe der Zeiten zerrann. Mag sein, dass es an den Inhalten unserer Gespräche liegt die wir in unseren Tagen miteinander führten, mag sein. Ja, vielleicht liegt es an den Botschaften, die mir durch diesen Menschen – letztlich auch hier unter der Brücke – übermittelt wurden, dass der Ort für mich bis auf den heutigen Tag einen Symbolcharakter aufweisen kann, es wäre immerhin möglich. Der Inhalt unserer Gespräche, die Botschaften, es fällt mir nicht schwer mich zu erinnern...

Hans Quandt, so hieß mein Großvater, war ein sehr frommer, gottesfürchtiger Mann. Er war ein getaufter und aktiver Zeuge Jehovas der bis zu seinem Tode, im Jahre 1969, aus voller Überzeugung mit dieser Gesellschaft verbunden war.

Er besuchte regelmäßig die mehrfach in der Woche anberaumten Versammlungen seiner christlichen Brüder, absolvierte – sei es nun „von Haus zu Haus“ oder „an der Straße“ – seinen „Christlichen-Predigtendienst“, las und studierte beständig die Vielfalt der seitens der Gesellschaft angebotenen Literatur und engagierte sich auch verlässlich am anderweitigen, internen Gruppengeschehen. Er entsprach in der Art, nach meinen Erinnerungen verhielt es sich so, allen Erwartungen jener gemeinschaftlichen Ordnung.

Andererseits kann ich mich nicht erinnern, dass er sich mir, seinem Enkelkind, oder überhaupt irgend jemanden gegenüber, dabei als ein besonders strenger Mensch erwies.

Er hatte beide Weltkriege miterlebt, im Letzteren seinen einzigen Sohn im Russlandfeldzug verloren, besaß ein überaus reichhaltiges Maß an Lebenserfahrungen und liebte die Natur. Letzt Genanntes besonders in Verbindung mit dem Wind und dem Meer.

Hans Quandt trennte sich relativ früh von seiner ersten Frau, mit der er – aus mir bis heute nicht bekannten Gründen – kein dauerhaftes Zusammenleben ertragen wollte, und ließ sich von ihr scheiden. Auch sie, Erna Quandt, seine ehemalige Ehefrau, war für mich ein ganz wunderbarer Mensch, eine fürsorgliche Großmutter die ich wirklich aufrichtig lieben konnte und die mich – wie mein Großvater – oft und gerne in meinem Elternhaus besuchte. Eine Unternehmung mit den Beiden zusammen, von welcher Art auch immer, war mir leider nie vergönnt gewesen, war keinesfalls möglich. Sie erschienen nie gleichzeitig, vermieden jegliches Aufeinandertreffen. Es gab da in dem Verhalten der beiden Großeltern keine Ausnahme, nicht die geringste, wobei ich damals, als Kind, den Eindruck gewann, dass die diesbezüglich konsequentere wohl doch mehr meine Großmutter gewesen war.

Wieso und weshalb es sich so verhielt wie es sich verhielt, – ich kann es nicht sagen, vermag es weder zu erraten noch zu enträtseln... Doch zurück zu Hans Quandt. Wenn ich diesem bodenständigen Herrn nun unbedingt eine „schwache Stelle“, eine erwähnenswert „menschliche Fehlbarkeit“, nachsagen müsste, dann vielleicht die, betreffs seines Umganges mit dem Gelde. Ja, er war außergewöhnlich sparsam, oder besser gesagt sogar ausgesprochen geizig!

Der alles verändernde Krieg, der tragische Tod seines Sohnes, der ebenfalls Hans hieß, und die Scheidung von seiner Frau Erna - alles Begebenheiten die sich deutlich vor seiner Bekennung zu den Jehovas Zeugen ereigneten. Ich glaube, er hatte sich erst recht spät, im sogenannten fortgeschrittenem Alter, auf die Suche nach „seinem Gott“ gemacht und inwieweit diese „Tiefschläge seines Daseins“ dabei eine auslösende – beziehungsweise findende Rolle gespielt haben mögen, wage ich absolut nicht zu erwägen. Wir haben darüber leider nie gesprochen, auch in den späteren Jahren nicht.

Gesprochen haben wir über „das Leben“ und über „den Tod“. Wir sprachen ausführlich über die „Probleme der Welt“ – der Menschheit und der Natur – und wir sprachen über „die Schöpfung“. Wir sprachen über die verschiedenen Ansichten und Zweifel, die der Mensch diesbezüglich offenbart, und über die berechtigten Hoffnungen die „die Bibel“ der Menschheit vermitteln möchte!

Das war, grob umrissen, seine Botschaft an seinen Enkel, an mich, einen Jungen im Alter von fünf oder sechs Jahren.

Wenn ich das jetzt an der Stelle erwähne, so soll das nicht etwa eine nachträgliche Kritik, eine verspätete Klage bezüglich der Verhaltensweise meines Großvaters mir gegenüber, sein, nein, wirklich nicht, im Gegenteil, ich bin dem Manne noch heute dankbar für die vielen Denkanstöße die er mir – zugegeben, was mein Alter betraf recht frühzeitig – auf seine Weise gab.

Lange bevor ich in der Schule mit dem Religionsunterricht konfrontiert wurde, erfuhr ich von den grundlegenden Ereignissen der biblischen Geschichte. Mein Großvater kannte die historischen Begebenheiten von denen die Bibel-Aufzeichnungen berichten genauestens, hatte er doch die „Sechshundert-Bücher der Heiligen Schrift“, von Moses bis Offenbarung, über Jahre intensiv studiert und wiederholt gelesen. Er war aufrichtig bemüht, seine erworbenen Erkenntnisse an mich weiterzugeben und da er ein wirklich guter Erzähler war, hörte ich ihm gerne und interessiert zu. So erfuhr ich von dem „Garten Eden“, dem Paradies aus dem sowohl Adam als auch seine Frau Eva je vertrieben wurden, und von den vielen weiteren dramatischen Geschichten die dieser folgten. So geschah es, dass ich bereits im Vorschulalter, inmitten meiner Phantasien und zusammen mit meinem Großvater, den armen „Abel“ bedauerte, der durch die Hand seines Bruders „Kain“ so hinterhältig hingemeuchelt wurde. Ich erbaute, zusammen mit der Hilfe meines geduldigen Unterweisers, die nützliche „Arche des Noah“, erfuhr von den „Zehn Plagen“, die den ägyptischen Pharaon zur Einsicht führen sollten, wanderte mit den Söhnen Israels sowohl „mittendurchs Rote Meer“ als auch anschließend endlose „vierzig Jahre durch die Wüste“. Wiederholt staunte ich über die ausgewogene Weisheit des „König Salomo“. Gerne hörte ich, immer und immer wieder, die so spannend wie tieftragische Geschichte von Schadrach, Meschach und Abednego, den mutigen „drei Männern im Feuerofen“, die – lediglich wegen ihrem Bestreben Gott zu dienen – äußerst streng bestraft werden sollten. Ich zitterte um den treuen „Daniel“, den Darius, der König von Babylon, in eine Löwengrube werfen ließ. Die Schreiber und Propheten der Bibel wurden mir ebenso vertraut, wie der Sohn Gottes, Jesus Christus, mit seinen Jüngern und Aposteln. Geschichtliche Zusammenhänge wurden mir erklärt; soweit es mir mein Alter, der Verstand eines kleinen Kindes, ermöglichte, erlernte ich die Fähigkeit, die ineinandergreifenden Verbindungen zwischen den Begebenheiten der Geschichte – Verknüpfungen die von „Adam und Eva“ an bis in unsere heutige Zeit hinein reichen – zu beurteilen.

Mein Großvater hatte für seine Unterweisungen immer viel Geduld gezeigt, hat sich wirklich stets ausreichend Zeit genommen, und ich kann – auch jetzt im Nachhinein beurteilt – nicht sagen, dass mich seine Lektionen plagten oder gar überforderten!

Der „Schöpfer Jehova Gott“, seine Werke, sein Vorhaben und seine Gesetze, das war „sein Thema“, war sein Vermächtnis – „mein Erbe“ – an seinen einzigen Enkelsohn. Bis zu seinem Ableben, ich war damals im Alter von knapp zwanzig Jahren, sprachen wir mehr oder weniger regelmäßig über „unser gemeinsames Thema“.

Für mich gehörten die Glaubenslehren der Bibel zum Alltag meiner Kindheit. Zugegeben, aus der Sicht der Jehovas Zeugen und vermittelt durch Hans Quandt. Daran kann ich kein falsches, kein unmoralisches Verhalten seinerseits erkennen. Für ihn waren die Leitlinien seiner christlichen Gemeinschaft nachvollziehbar und sein Glaube wurde durch sie unerschütterlich gefestigt. Im Rahmen seiner Bemühungen, seinen Mitmenschen, allen voran seiner Tochter – meiner Mutter – und mir, einen nützlichen Lebensweg zu weisen, konnte er verständlicherweise auch nur das weitergeben was derzeit seiner vollen Überzeugung entsprach. Und genau das, nichts anderes, tat er!

Sicherlich neigt ein kleines Kind sehr dazu, das, was die Eltern und Großeltern aus ihrem Fundus an aufgearbeiteter Lebenserfahrung liebevoll an ihren Nachwuchs weiterleiten, als absolut richtig und begehrenswert zu erachten. Definitionen betreffs der Religions-Moral sind da nicht ausgeklammert.

So verhalten sich Eltern, und so reagieren heranwachsende Kinder, aber mit den Jahren wirken – bei einem Menschen mit gesundem Verstand – die eigenen Erfahrungen und Erkenntnisse dann doch sehr als ein „Filter“, als eine Art Abtastvorrichtung die einiges von dem Mitgebrachten – dem „in die Wiege Gelegtem“ – relativiert, beziehungsweise in ihrer Gültigkeit einschränkt, aber auch, in Konsequenz, das ein oder andere standhaft annulliert. Ich halte diese Entwicklung für einen äußerst wichtigen Reifeprozess, ein Reifeprozess der einer Auslese die Chance gibt, ein Entwicklungsgang der Reife der phantasielosen Dressuren, ja engstirnigen Hypnosen erfolgreich entgegenwirken kann.

Was dann – selber vorurteilslos geprüft, durchdacht und gefiltert – übrig bleibt, sollte sich als ein recht brauchbares „Geländer“ auf dem Weg des Lebens erweisen können; als ein Stützvorrichtungssystem das in seiner Größe und Stabilität, in seiner innigen Nützlichkeit, jederzeit zu berichtigen, ja zu ändern ist.

Was aber geschieht, so frage ich jetzt diesbezüglich, mit all jenen Menschen, bei denen der besagte Verstand nicht wirklich gesund ist, nicht absolut gesund, weil er – und dafür streben viele Umstände des Lebens äußerst kraftvoll – bereits einem Filter und somit einer Vorfilterung unterliegt? Was passiert in einem Menschen, dem das erstgenannte Filter – jene doch so wichtige Sortierfunktion – nicht, oder nur ungebührlich stark eingeschränkt, zur Verfügung steht? Ich sehe da deutlichst einen vehementen „Kampf der Filter“ und erahne leidlich den Sieger! Was erfolgt, so frage ich weiter, wenn letztlich aus einem heranwachsenden jungen Menschen – unbeabsichtigt oder beabsichtigt, das sei dahingestellt – ein „manipulierter junger Mensch“, eine „formatierte Marionette“, eine „ausgestellte Wachsfigur“ wird? Oder was geschieht später mit den Kindern dieser Kinder?

Ein impulsiver wie ungleicher Kampf zwischen den konträr gelagerten Sortierfunktion, ein unfairer Streit zwischen den Eigen- und Fremdfiltern der jeweiligen Gültigkeiten, – dreht sich die Angelegenheit nicht spätestens dann ins „Seitenverkehrte“, und zwar mit wenig Hoffnung auf eine gesunde Selektion? Ich befürchte es!

Ein Wirrwarr von wässrig wattierten Hypothesen diene und dient niemandem! Oder etwa doch?

Aber zurück zur Geschichte meiner Erinnerung.

Hans Quandt setzte, gemäß „seiner“ Logik, „seinen“ Filter ein. Er sortierte, zensierte und ordnete die Welt, seine Welt. Zuerst nur für sich allein und später, unter anderem, ebenso für mich! Er unternahm ganz automatisch eine Polarisierung. Sah sich – so wie es jeder innerhalb der weltweiten Gruppe der Jehovas Zeugen tut – als ein Mensch der mit der „Wahrheit“ ausgerüstet ist an, und bezeichnete den Rest der Erdbewohner – seine Zeugen-Brüder natürlich ausgeschlossen – kurz als bedauernswerte „Weltmenschen“. „Weltmenschen“, denen allerdings geholfen werden musste und konnte! Innerhalb seiner Weltmenschen-Gruppierung selektierte er auch. Besonders die Einrichtungen der weltweiten Kirchen hatte er dabei am Wickel.

Hauptsächlich auf die großen Glaubenskonfessionen hinweisend, bezeichnete er sie als: von jeher heuchlerisch und fanatisch geldgierig. Auch sprach er den großen Kirchen eine sehr hohe Mitschuld an den vielen Kriegen der Vergangenheit – eingeschlossen die beiden Weltkriege – zu. Ich erwähne das ohne jegliche Beigabe von eigenst von mir entfachten, zusätzlichen Emotionen. Die benötige ich keinesfalls, das darf ich behaupten, denn selbst die Bibel spricht von einer Gruppe von Menschen, die im Besitz der „Wahrheit“ ist.

Laut der Bibel: „Neue-Welt-Übersetzung der Heiligen Schrift“ schreibt im Jahre 98 unserer Zeitrechnung der Apostel Johannes, und er zitierte Jesus Christus: „Und ihr werdet die Wahrheit

erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen!“ („Christlich Griechische Schriften“, Johannes 8:32)

Und das was mit der Benennung „Weltmensch“ gemeint ist, ist genauso wenig eine Erfindung der Jehovas Zeugen, denn der gleiche Johannes schreibt in einem kurz darauf folgenden Bibel-Kapitel weiter: „Wenn ihr ein Teil der Welt wärt, so wäre der Welt das Ihrige lieb. Weil ihr nun kein Teil der Welt seid, sondern ich euch aus der Welt auserwählt habe, deswegen hasst euch die Welt!“ (Johannes 15:19) Und im ersten Brief des Apostel Johannes, den er offenbar an die ganze christliche Bruderschaft richtete – er schrieb seine drei Briefe genaugenommen zur Verteidigung der Wahrheit und Gerechtigkeit –, heißt es: „Wir wissen, dass wir von Gott stammen, aber die ganze Welt liegt in der Macht dessen, der böse ist!“ (1. Johannes 5:19)

Was die Kirchen, genauer gesagt die „Oberen“ der Kirchen, angeht, so stand Hans Quandt mit seiner gehobenen Missbilligung, gegenüber dem christlichen Leistungsvermögen jener Einrichtungen samt den Machenschaften ihrer herrschenden Leistungsträger, mitnichten alleine da. Kein geringerer als Jesus Christus selbst hatte mit Sicherheit ein recht gespaltenes Verhältnis zu den Kirchendienern seiner Zeit und er brachte es mit seinem Ausspruch genau auf den Punkt: „Denn ich sage euch, dass ihr, wenn eure Gerechtigkeit die der Schriftgelehrten und Pharisäer nicht weit übertrifft, keinesfalls in das Königreich der Himmel eingehen werdet!“ (Bergpredigt, Matthäus 5:20)

Wie gesagt, ich erwähne das, soweit es mir möglich ist, ohne die Zugabe von Emotionen. Ich möchte an der Stelle nichts außerordentlich betonen, nichts hervorragend akzentuieren; halte es vielmehr für die Angelegenheit in der ich schreibend berichte – und ich beabsichtige fest meine Mission sorgsam zu erledigen und meinen offenen Fragen realistisch wie brauchbare Antworten zuzuordnen – für außerordentlich wichtig, sachdienlich neutral zu bleiben. Keine überdimensionale Anreicherung meiner Schriften mit eigenen Rückschlüssen, keine Überfütterung mit trügerischen Sentimentalitäten darf und möchte ich mir erlauben.

Für Hans Quandt war – und auch das entspringt einer Umschreibung die er der „Heiligen Schrift“ entnommen hatte – das Leben eines Christen von jeher ein „Wettlauf“, und gemäß dieser Maxime hatte auch er sich als ein ständiger Teilnehmer eines Wettlaufs begriffen. „Lasst uns in dem vor uns liegenden Wettlauf mit Ausharren laufen!“ (Hebräer 12:1)

Für Hans Quandt stand fest: die gesamte Menschheit, und somit auch er, befand sich in der „Zeit des Endes!“ (Daniel 12 : 4.) Nur noch wenige Jahre, davon war er fest überzeugt, sollten ihn von der Erfüllung der biblischen Prophezeiungen – Vorraussagen, die auf eine Umwandlung der Erde in ein Paradies hindeuteten – trennen. Sein ganzes bisheriges Leben, das, bevor er ein Zeuge Jehovas wurde, sah er jetzt zwangsweise aus einer völlig anderen Sicht. Er war der vollen Überzeugung, dass er sich endlich, endlich auf dem richtigen Wege befand.

„Der wahre, der richtige Weg des Lebens, ist am Anfang äußerst beengt, er verbreitert sich aber an seinem Ende wohltuend“, so höre ich ihn heute noch sagen, „hingegen ist der falsche, der trügerische Weg der unweigerlich in das Verderben führt, im Anbeginn von bequemster Breite, dafür aber mit Sicherheit in seiner Endphase beängstigend eng!“

Obwohl er sich bereits in einem weit vorgeschrittenem Alter befand ging der Jehovas Zeuge Hans Quandt eigentlich immer zuversichtlich davon aus, dass er noch die „letzten Züge“ des sogenannten „Althergebrachten Systems der Dinge“ und damit verbunden den Überwechsel in

das sehnlichst erwartete „Neue System“ erleben könnte. Dafür erschien ihm wohl keine Anstrengung zu schwer und jeder erdenkliche Aufwand gerechtfertigt.

Ich kann mich allerdings beim besten Willen nicht daran erinnern, worin wohl damals die von ihm geleisteten Anstrengungen bestanden haben könnten, etwaige Anstrengungen die er dann als über die Maßen aufreibend bezeichnete. Weder die mehrfach in der Woche anberaumten Zusammenkünfte, noch die üblichen „Predigt dienst-Gänge von Haus zu Haus“, weder die Besuche der Kongresse, die in jenen Tagen tatsächlich bis spät in den Abend hinein wirkten – bis 21:00 Uhr war keine Seltenheit – und sich über einen Zeitraum von bis zu vier Tagen erstreckten, noch das umfangreiche Studium der angebotenen biblischen Lektüre, hatte er, mein Großvater, jemals erwähnenswert beklagt. Für ihn waren es christliche, von Gott auferlegte Pflichten; Verpflichtungen, die er bereitwillig und gerne absolvierte, die er eben nicht als besondere Belastung registrierte.

Ob er seinen erbrachten Einsatz, den er allerdings aus den besagten Gründen – lebte er doch in der „Zeit des Endes“ – für zeitlich sehr limitiert hielt, auch im Hinblick auf eine wesentlich längere Zeitspanne des ersuchten Dienstes bereitgestellt hätte, ob er den „Wettlauf“ – in dem Bewusstsein, dass er noch Jahre, ja Jahrzehnte andauern sollte – dann mit der gleichen Euphorie gelaufen wäre, das zu beurteilen steht weit außerhalb meines Urteilsvermögens.

Zwischen damals, als mein Großvater mit mir, seinem fünf oder sechs Jahre alten Enkel, die Versammlungsstätte im Hamburger Stadtteil Schlump besuchte und heute ist rund ein halbes Jahrhundert verstrichen – und der „Wettlauf“ dauert an...

Wie würde Hans Quandt, sein Alter außer Acht gelassen, den Lauf heute betrachten? Auch diese Frage für ihn zu beantworten steht mir nicht zu! Vermutungen werde ich nicht äußern. Mit meinem Hinweis auf die bereits verstrichene Zeitspanne möchte ich keinesfalls die Durchführung des Göttlichen Willens anschieben, oh nein, ich habe, was die biblische Prophetie betrifft, weder jemals auch nur den geringsten Zweifel daran gehegt, dass das was die Bibel den Menschen an Hoffnungen vermittelt zur rechten Zeit eintreffen wird, noch bin ich diesbezüglich auffallend ungeduldig gewesen. Nur den „Wettlauf“, den habe ich bis auf den heutigen Tag nicht verstehen können. Nicht so jedenfalls, wie er mir seitens meiner Glaubensbrüder erklärt und vorgelebt wird.

Ich glaube, dass der Wettlauf, von dem die Bibel spricht, nichts, oder nur sehr wenig, mit ungebremster Hastigkeit zu tun haben will und vermutlich auch nichts mit irgendwelchen Hinweisen die auf eine Steigerung der zu leistenden „Predigt dienst-Stunden“ – wohlmöglich noch eine Steigerung um jeden Preis – abzielen.

Hingegen, vernünftige Einwände die gegen einen Wettkampf im Laufen sprechen könnten, fallen mir eigentlich nicht ein. Auch als Metapher – als Vergleich – um, wie im vorliegenden Fall, eine besondere Anstrengung zu veranschaulichen, stören mich die Formulierungen Wettkampf und Wettlauf nicht besonders.

Ich mag zwar, schon vom Ansatz her, weder die „Wette“ noch den „Kampf“, räume aber diesen Begriffen, wenn richtig platziert, durchaus ihren positiven Stellenwert ein.

Was ich allerdings generell weder für besonders fair noch für duldbar sittsam erachte, ist die Transplantation von Worten – hinein in eine Situations-Umrahmung – die dann, mittels derartiger „Zwangsverheiratung“, der Situation ein völlig anderes Gütesiegel verleiht. Bestimmte Begriffe bieten sich für solche Wortspiele regelrecht an, ja solidarisieren sich unproblematisch mit jeglicher Manipulation von Richtungsweisungen. Leider wurde und wird auf diese Möglichkeit der Effekthascherei oft und gerne zurückgegriffen um bestimmte Ziele erreichbar zu gestalten, beziehungsweise durchzusetzen.

Nicht nur in der Politik, in der Wirtschaft, in der Werbung und im beruflichen Alltag, nein, ebenso auch in den Familien der Kulturen und Gesellschaften kommen, um das ein oder andere zur Durchsetzung zu bringen, derartige „Bedarfswecker“ wiederholt zum Einsatz. Nicht selten gehen die Erziehungs- und Entziehungsmaßnahmen von religiösen Vereinigungen – der gezielte Ansporn wie die gelenkte Abbremsung einzelner religiöser Sekten – mit ihnen einher! „Wir befinden uns alle in einem Wettkampf!“ „Halten wir durch, in unserem Wettlauf!“ „Kämpfen wir Schulter an Schulter!“ Parolen aller Zeiten und Epochen, die sich nur allzu oft als „Bazillus der Leistungsbilanzen“ – für wen oder was auch immer zum Vorteil – erwiesen haben. Metaphorische Parolen, die mich stets an Massen An- und Abfertigung, an das zynische Marionettentheater vereinzelter Wirtschaftsbosse samt der damit verbundenen erbarmungslosen Leistungskontrolle, an gefährlich klangvollem Partisanen Klamauk, ja an ausgereiften Fanatismus erinnern werden.

Es ist wirklich nichts Verwerfliches daran, wenn man versucht, inmitten einer Menge Sportbegeisterter, die Fußballspieler bei der aufreibenden Ausübung ihres Sports anzufeuern; natürlich nicht, es wird nicht nur erwartet, es gehört auch irgendwie dazu. Das Gleiche gilt mit Sicherheit ebenso für alle anderen der beliebten Sportarten, bei denen sportive Menschen ihr erworbenes, antrainiertes Können mit- und untereinander messen und vergleichen. Eingaben an Schweiß und Anstrengungen, für sportliche Wettkämpfe, unterstützt, animiert und provoziert durch „Anheizen“ und „Anfeuern“ seitens eines interessierten Publikums, – eine reelle Sache! Zugegeben, mich wiederum lenken solcherart Kundgebungen immer sehr vom faktisch Wesentlichen ab, empfinde zumeist parallel zu ihrem Auftritt den unangenehmen Beigeschmack des Erkünsteltes, schon von daher halte ich mich im Allgemeinen, was lauthales Gejohle und anhaltend tosender Beifall betrifft, bewusst zurück. Für mich, auf den sich keine rechte Begeisterung für Volks- oder Massensport übertragen will – weder im Hause vor dem Fernsehgerät noch in den Stadien der Städte –, entwachsen demgemäß daraus keine Probleme, ich erscheine nicht auf solchen Veranstaltungen.

Aber verwerflich ist er nicht, der Versuch, mit besagten Emotionen, einen Wettkampf zu beeinflussen.

Verwerflich wäre es hingegen, würde ich einen ermatteten Wettkämpfer, einen der sich – offensichtlich völlig abgekämpft und mit hochrotem Kopfe nach Luft hechelnd – ausgelaugt an das Abgrenzungsgitter der Arena klammert, zu einer weiteren, zu einer zusätzlichen, Höchstleistung überreden wollen.

Ausnahmslos verwerflich und sittenwidrig ist das Bestreben, einen erkennbar entkräfteten Sportler, einen vor Überanstrengungs-Schweiß glänzenden, momentan aufgebrauchten Menschen, mit etwaigen Durchhalteparolen zu begegnen! Das hat dann nichts, aber wirklich rein gar nichts, mit sportlichem Gebärde zu tun, und erst recht nichts mit Rücksicht, Liebenswürdigkeit und praktizierter Menschenwürde. Wirklich nicht! Für die metaphorischen Vergleiche – die Transplantation von Worten, die Zwangsverheiratung der Situationsumrahmung, die Manipulation der Richtungsweisung – die nur dem Zwecke der Leistungsbilanzen dienen, möchte ich unbedingt wie uneingeschränkt denselben Maßstab angelegt wissen; immer und überall, hier, jetzt und heute!

Es kommt längst nicht immer darauf an was gesagt wird, nein, es ist häufig von weitaus größerer Bedeutung, was verstanden wird! Oder?

„Der Wettlauf“ und „Der Wettkampf“ – Metapher, die zwar schon im Zusammenhang mit dem überaus eifrigen, ja sogar aufopfernden Einsatz der ersten Christen in der Bibel Erwähnung fanden, auf denen aber nicht unbegrenzt herumgeritten werden darf.

„Halte auch du durch, in unserem gemeinsamen Wettlauf“ – eine sicherlich erfrischend aufmunternde Redewendung, die aber auch rundweg anders verstanden werden könnte:

„Alle halten durch, und ausgerechnet du willst schlapp machen?“ „Wir wollten doch zusammen bis ans Ziel laufen, du etwa nicht mehr?“

Nein, nicht immer heiligt der Zweck die Mittel, oft entheiligen die Mittel den Zweck!

Hast, Hetze und Eile in Übertreibung, höchst selten nur – eher nie – taten sie dem Menschen gut, nur verschwindend wenig waren sie bislang der angestrebten Zielsetzung in einer besonderen Weise dienlich. Darüber sollte man nicht streiten, das ist eine unumstößliche reale Tatsache die sich einfachst nachvollziehen lässt.

Gott verspricht den Menschen, die ehrlich und aufrichtig bemüht sind den christlichen Maßstäben nach bestem Wissen und Gewissen nachzukommen, einen erstrebenswerten Preis. (Psalm 37:9-11)

Er, Gott, wird das Elend von der Erde nehmen, die ungerechten Zeitgenossen beseitigen, und für dauerhaften Frieden sowie Sicherheit sorgen. (Offenbarung 21:3-4. Jesaja 65: 17. 2. Petrus 3: 13)

Er wird den Tod besiegen, ihn auf unserem Planeten auslöschen, die Menschen ewig leben lassen. Er wird unsere Erde – so wie es schon von Urzeiten an sein Vorhaben ist – zu einem Paradies machen. (Johannes 17: 3. Jesaja 35: 5-6.)

Zu Gunsten der Menschen, die ihn und seine Gebote anerkennen, die ohne Zögern diese „Gute Botschaft“ im Rahmen einer „Weltweiten Predigtstätigkeit“ an ihre Mitmenschen weiterleiten, und derart von ihm ein Zeugnis ablegen, wird Gott es tun. (Matthäus 24: 13-14. Jesaja 43: 10-13.)

Das jedenfalls geht unbestritten aus seinem Wort – so, an verschiedenen Stellen in der Bibel, eindeutig zitiert – hervor. Den besagten Zeilen aus der Bibel mag man nun Glauben schenken, oder auch nicht, mag ihnen eine Hoffnung entnehmen, oder es tunlichst bleiben lassen, fest steht jedoch, dass jeder Einzelne der weltweiten Gruppe der Jehovas Zeugen an diese Worte glaubt. Ohne Einschränkung glaubt jeder Zeuge fest an die Erfüllung dieser Verheißungen – stellt generell keine Aussagen der Bibel in Zweifel, sonst würde er nicht als ein Solcher bezeichnet werden – und „baut“ von daher sehr wohl auf die ausgesetzte, göttliche Belohnung...

Ist es dann nicht zumutbar, so könnte argumentiert werden, ist es dann im Gegenzuge nicht zumutbar, dass einem Menschen, einem Christen, dem dieses von Gott gegebene Versprechen keine vage Vision sondern eine äußerst realistische Beschreibung einer durchaus erreichbaren Zukunft ist, ein „Wettlauf“ von ermüdender, ja zermürender Intensität angeraten wird? Im Gegenzug, im Austausch, wie gesagt!

„Es ist zumutbar“, hört man wiederholt von den Rednerpulten der Jehovas Zeugen, „mit hechelndem, hochrotem Kopfe an einem Abgrenzungsgitter zu hängen. Bedenkt der Christ, dass er ja für ein – für „sein“ – späteres Dasein leben sollte, dass somit in seinem jetzigen Leben Rast und Ruhe untergeordnete Rollenspiele zgedacht werden könnten, dann ist es absolut zumutbar!“ So schallt es beständig – allerdings über das bewährte Sprachrohr der Metaphorik – herunter von den Bühnen und mitten durch die Reihen meiner hochmotivierten Glaubensbrüder.

„Geben wir nicht auf, in unserem Wettlauf!“ „Wir befinden uns alle im Wettkampf!“ „Jeder Mensch hat 24-Stunden Zeit, über die er verfügen kann!“ „Überprüfe, ob du nicht vielleicht im nächsten Monat ein ‚Hilfspionier‘ sein kannst!“ „Mit einem vernünftigen Zeitplan, sind 50-

Stunden Predigtendienst im Monat möglich!“ „Geben wir Gott unser Bestes?“ „Haben wir, hast du, einen brauchbaren Zeitplan?“ „Welchen Stellenwert nehmen bei dir die Freizeitvergnügungen ein?“ „Wie wichtig ist dir deine persönliche Entspannung?“ „Schätzen wir auch wirklich die Zusammenkünfte?“ „Besuchst du alle der fünf wöchentlichen Zusammenkünfte?“ „Besuchen wir auch in den Ferien, an unserem Urlaubsort, die Zusammenkünfte?“ „Setzt du im Urlaub mit deinem regelmäßigen Predigtendienst aus?“ „Wettlauf!“ „Wettkampf!“ „Laufen!“

Sicher, man kann derartig anspornende Appelle einsetzen, nach reiflicher Überlegung und dort wo es angebracht ist, kann es in Erwägung gezogen werden. Man muss sich dabei aber stets der Tatsache bewusst sein, dass der Einsatz solcher Mittel eine nicht zu unterschätzende Gefahr für diejenigen Menschen birgt, die bereits am Rande ihrer Leistungsgrenze schwanken. Diese Grenzen sind, und das sollte ausreichend Beachtung finden, nicht nur grundsätzlich individuell, also von Mensch zu Mensch unterschiedlich angesiedelt, nein, sie haben auch – stets den Umständen entsprechend – treibende, ja schwimmende Profile. Wandelnde Profile der Leistungsgrenzen, deren jeweiliger Stand für den Betroffenen nicht – für einen Außenstehenden erst recht nicht – immer unbedingt deutlich erkennbar ist...

Ich bin in meinem Leben vielen Menschen begegnet, die die besagte Linie überschritten haben. Im Rahmen meiner beruflichen Tätigkeit, in der Nachbarschaft, im Kreise der Freunde und in der eigenen Familie begegnete ich ihnen mehrfach. Was mich betrifft – auch ich bin mir keinesfalls sicher sie nicht bereits des Öfteren passiert zu haben, die Grenze, an ihrer Schwelle stand ich jedenfalls mehrfach, konnte ihre Sogwirkung im Nachhinein deutlichst verspüren, will mir von daher ein gesundes Urteil erlauben.

In den christlichen Versammlungen meiner glaubenstreuen Brüder, den Jehovas Zeugen, traf ich sie – jene Grenzgänger, die sich taumelnd in einem Gebiet aufhielten das sich eindeutig jenseits ihrer Leistungsgrenze befand – auffallend häufig an.

Unglücklicherweise waren sich die Wenigsten ihrer Situation bewusst, oder sahen ihr Umfeld – wenn nicht sogar als besonders erstrebenswert – zumindest doch als durchaus normal an...

Letzteres mag erklären, warum aus den Reihen derer die die Versammlungen führen, leiten und lenken, nicht das Geringste unternommen wird, um derart gestaltete Lebensbedingungen einer Änderung zu unterziehen.

Aus meiner Sicht wäre es wirklich wünschenswert, man tauschte die Sprecher und Redner, die ständig antreibende Metapher-Parolen benutzen, aus, ließe sie eine andere Arbeit machen. Ließe sie eine Tätigkeit verrichten, die sie nicht überlastet, denn vermutlich reagieren diese „Ältesten – und Dienstantgehilfen-Brüder“ gerade deshalb so unsensibel – beziehungsweise reagieren gar nicht – weil sie eigenst die Opfer von durcheinander geratenen Wertmaßstäben – und somit überlastet sind. Menschen, auch Versammlungs-Älteste, können physisch überfordert und psychisch krank werden! Ja, und dann? Dann unterrichten am Rednerpult stehende „Kranke“, die Kranken die auf ihren Plätzen sitzen und geduldig zuhörend mitschreiben! Dann werden, vermutlich im gegenseitigen Einvernehmen, Sachverhalte, Tatsachen, verschoben – Realitäten übersehen! Das dürfte dann einen Kreislauf bewirken, der fatale Folgen zeitigt, ein „Hamsterrad“ von ungeahntem Ausmaß entstehen lassen! Ein sarkastischer Wettlauf wäre aufgerufen, ein Wettlauf der niemanden nützlich ist, den eigentlich kein Mensch – und vermutlich auch unser Schöpfer – in irgendeiner Weise benötigt und will...

Möglich wäre es! Oder?

„Das würde Gott nicht zulassen!“, höre ich es aus den Reihen der Zeugen rufen. „Doch“, sage ich, „doch, ziehen wir es ruhig in Betracht. Es gibt auch Dummheiten, für die wir tatsächlich

noch selber verantwortlich zeichnen müssen. Und überhaupt, immer dann, wenn wir Menschen unseren von Gott gegebenen Verstand einzusetzen verstehen – um letztlich auch die eigenen, die künstlich aufgestellten Hürden beiseite zu stellen –, immer dann ist uns doch auch, von höherer Stelle' geholfen worden, immer dann ‚ist' es ja auch nicht von Gott zugelassen worden!“

Ein weiteres mal fahre ich ziemlich erschrocken zusammen; die U-Bahn – von der Station Landungsbrücken kommend –, wieder hat sie sich unfair leise-lautlos und von hinten herangeschlichen, wieder überrascht sie mich direkt über mir. In gewohnter Weise reicht die stählerne Konstruktion der Hochbrücke das grollende Donnern an ihre nähere Umgebung – zunächst einmal an mich – weiter. Der krampfartig spitze Schmerz in der Magengegend wird mir erspart, er bleibt diesmal aus.

Ein seltsamer Geruch liegt in der Luft, erinnert mich irgendwie an Hafenkneipen, an einen Fisch- oder Gemüsemarkt. In einem der gegenüberliegenden Wohnhäuser am Johannisbollwerk steht vermutlich ein Fenster geöffnet, zwar sehr leise aber doch unüberhörbar deutlich klingt Musik zu mir herüber. Eine angenehme Melodie die ich da vernehme, die melodischen Klänge einer leicht schwermütigen Akkordeonmusik.

„Doch“, denke ich laut, „doch, ziehen wir es zunächst einmal in Betracht, gewisse Dummheiten des menschlichen Ideenreichtums lässt unser Gott sicherlich zu. Mit bestimmten Gedankenlosigkeiten lässt Gott uns einfältige Wesen sicherlich eine geraume Weile spielen.“